

Nehmen und Geben : Berlin am Puls der Zukunft?

Autor(en): **Altermatt, Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich**

Band (Jahr): - **(1997)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Nehmen und Geben: Berlin am Puls der Zukunft ?

Christoph Altermatt

„Es sind die prosaischsten Menschen unter der Sonne; aber die Gefühlsader ist in fast allen Menschen gleich, nur ist die Hülle mehr oder weniger dicht, durch die sie brechen muss. Man muss nur Aug und Ohren dafür haben.“ (G. Büchner: Lenz)

Der Gestaltung im allgemeinen geht stets die Wahrnehmung voraus. Neue Strukturen entstehen auf der Grundlage von Bestehendem, sind nichts anderes als Rezeption, Reflexion, schliesslich Interpretation. Systeme beginnen zu interagieren, sobald sie voneinander abgegrenzt sind und somit selbst eine Definition erhalten, welche wiederum auf einer – nicht zuletzt sinnlichen – Erfassung folgt. Das Ausgangsmaterial kann gedacht oder schon gebaut sein, greifbar vorhanden, in weiter Ferne, gezeichnet und abgebildet, noch immer oder schon wieder ausschliesslich in den Köpfen vorhanden sein – auch eine subjektive Färbung gehört dazu. In jedem Fall handelt es sich um „ästhetische“ Komponenten im Sinne der Ästhetik von Wolfgang Iser. Diese steht der Anästhetik gegenüber und bezeichnet nichts anderes als den „Zustand, wo die Elementarbedingungen des Ästhetischen – die Empfindsamkeit – wirksam sind... im Sinn des Gewinns, des Hervorbringens oder der Möglichkeit von Sensibilität.“ Somit wird ein gegebener Faktor ästhetisch, denn „er wird wahrgenommen als willkommene Bestätigung oder als ärgerlicher Widerspruch zu den eigenen Werten. Diese Wahrnehmung wird an individuellen und kollektiven Werten gemessen: individuell in dem Sinne, dass sie von der momentanen psychischen Situation des Einzelnen bestimmt wird, kollektiv, weil kulturelle Wertvorstellungen der Gesellschaft als Massstab verwendet werden.“

Es gilt also, sich mit Gegebenem auseinanderzusetzen. Zweifelsohne lässt sich das Credo übertragen auf jene Aktivität des Menschen, die sich im weitesten Sinne mit der Gestaltung der Stadt auseinandersetzt, gewinnt dort sogar noch besondere Schärfe. In der zeitgenössischen Städteplanung kann es nicht mehr das Ziel sein, die Stunde null zu erklären, ein Blatt weisses Papier zur Hand zu nehmen, wie es die Pioniere der Moderne umjubeltermassen taten. Zu komplex, zu widersprüchlich präsentiert sich das Leben der Menschen in der städtischen Siedlung – und nicht nur dort:



war es das nicht schon immer? Die „Offene Stadt“ beabsichtigte den Bruch auf grösster Massstabsebene, hatte sich natürlich folgerichtig nicht auseinanderzusetzen mit dem Benachbarten, Gewordenen, Gelebten. In der Stadt „nach der Moderne“ sind nun die unzähligen Sprünge kleineren Massstabs längst unübersehbar, welche schliesslich lebensnotwendig sind und das Zusammenleben in einem derartigen Verdichtungsgrad lebenswert machen, es überhaupt erst ermöglichen und die Stadt als solche definieren. Das weisse Blatt muss durch Transparentpapier ersetzt werden; die Stadt ist gebaut – es gilt, an ihr weiterzubauen, das Bauwerk zeitgemäss zu nutzen, unverkrampft zu beleben.

Nebst all den analytischen und beschreibenden Techniken der Geschichte, der Typologie, der Statistik ist noch eine andere Form der Beobachtung unverzichtbar, um eine Charakterisierung einer Stadt zu ermöglichen: die subjektive Wahrnehmung mit allen Sinnen. Es ist sinnvoll und wichtig, das Geschehen zu erfahren, zu erleben, es intuitiv versuchen zu erfassen. Nur aufgrund dieser Vollständigkeit ergibt sich ein scharfes Gegenüber, mit all seinen Stärken, Neigungen, Schwächen. Die nach wie vor lebenswerte städtische Vielfalt verschliesst sich demjenigen, der sich selbst verschlossen hält gegenüber den positiven und negativen Aktivitätsströmen, von welchen die Stadt durchflossen ist wie ein träumendes Gehirn.

Man steigt irgendwo aus dem Auto oder aus der U-Bahn und saugt sofort den Duft des Ortes ein. Er lässt uns fühlen: hier ist 'was Besonderes – oder: hier stinkt's. Natürlich ist hier einerseits die ganz persönliche psychische Situation im Spiel, welche sich auf die Empfindung auswirkt, meist auch in Form von Einbildung. Doch ist der Instinkt nicht zu verdrängen und zu unterschätzen – entscheidend bleibt jedenfalls, auf welche Weise man sich auf das Geschehen zubewegt und sich darauf einlässt, in ihm agiert, es erlebt.

Bahnhof Friedrichstrasse, Wintermorgen. Aus der monotonen Düsternis des U-Bahn-Schachts emporsteigend an die reingewaschene Januarluft, deren Licht die ganze Szene hell schimmern lässt. Die dunklen Schatten der Vergangenheit versucht man auch in dieser Ecke der Stadt, auch in diesem Bahnhof, diesem pathetisierten "Ort des Schicksals" mit allnächtlichen, nur scheinbar alltäglichen Sanierungsmassnahmen abzuschwächen. Blut, Schweiss, Tränen und andere menschliche Säfte versucht man zu übertünchen, wogegen er sich sichtlich wehrt – es mag nicht so richtig gelingen, trotz des freundlichen Frühlinggelbs. Auch hier ist Musealisierung das Stichwort. Zugleich bleibt der unglaubliche Eindruck überstürzter Eile. Zu gestern liegt noch alles, wie leichter Schnee ist die anfängliche Euphorie dahingeschmolzen, zurück bleibt nüchterner



Realismus angesichts der anstehenden Probleme, und im reinen Morgenlicht erscheint der Stand der Dinge nun um so klarer. Rein in die Mitte – die Richtung ist gegeben, der Weg unklar: unzählige horizontale rot-weiße Linien weisen den falschen Weg: “under construction as well“. Kaum hat man den nächsten offenen Schacht passiert, schiesst der umgeleitete Verkehr haarscharf vorbei. Kein Mensch ahnt, welches Lichtsignal wem gilt. Das Chaos verdichtet sich weiter südlich – da lachen auch schon die Dritten: sich gegenseitig vor den Bautafeln ablichtende Berlinreisende, die mittlerweile bereits auf ein ansehnliches Angebot an Baustellenführungen, Quartiersafaris, Propagandaveranstaltungen mit Investoren- und Architektengequatsche zurückgreifen können (das Nikolaiviertel ist out). Nun, man mischt sich unter den Strom von Schaulustigen, schlendert durch die Friedrichstadt (jetzt fehlt eigentlich nur noch das Selbstauslöser-Porträt vor Lampugnani's Neuer Einfachheit), stolpert von Sandhaufen zu Stacheldraht, von Nouvel zu Schinkel, von Türler zu Charlie, von Edeka zu Cobb & Pei, über provisorische U-Bahn-Zugänge, aufgeweichte Humushügel, Rossi'sche Bauklötze (ein ganzer Quartierblock voll...).

Berlins Mitte ist gegenwärtig eine Geisterstadt, sie wird mit grosser Wahrscheinlichkeit auch eine bleiben, wenn endlich die Schlüssel in den Bauherrenhänden rasseln. Diese Stimmung ist zwar zweifelsohne Teil dieser „Neuen Metropole der Neunziger“ – Berlin aber lebt anderswo: Einst wie jetzt – spätestens an der Kochstrasse wendet sich das Blatt nach Kreuzberg. Ein paar Häuserblocks voller Leere gilt es noch zu durchqueren – der Gedanke, soeben die einstige Landesgrenze überschritten zu haben, erfüllt den Flaneur mit erhabenem Geschichtsbewusstsein und lässt ihn erahnen, auf welche Weise sich dieser „Stadtrand“ in kurzer Zeit in ein neugewonnenes Stück Stadtmitte verwandeln wird – man macht etwas aus seinem Bauland, der Aushub beginnt, der Rest ist Bauen. Am südlichen Ende der Friedrichstadt erheben sich monströse, abscheuliche 70er-Jahre-Wohnapparate, die aber spätestens beim Überqueren des Mehringplatzes stets dieselbe Faszination auslösen: das Quartier lebt! An der Architektur kann es nicht liegen, folglich müssen die Menschen schuld daran sein: Wenn hier nur Inländer wohnten, würde man sich kaum vor die Haustür wagen ... Kontrastreich steht die unwirtliche Topografie den bunten Bildern gegenüber, welche sich darauf projizieren – eine düstere Bühne für erstaunliche Akteure, die kein Schauspiel darbieten, sondern schlicht ihr Leben führen. Ein paar Schritte noch, über den Köpfen donnert die Hochbahn ins Herz von Kreuzberg, dicht vorbei an alten Mietshausfassaden im winterlichen Streiflicht. Bilder von konzentrierter Aktivität ziehen vorüber, von Verkehr, Menschen, kleinen Sensationen. Am Kottbusser Tor wuchern wieder Geschwüre von Wohnklumpen, besungen von ausrufenden Obsthändlern. Viele wohnen einfach darin.



Die steigenden Mieten „in bester City-Lage“ (direkt an der Mauerlinie) und der nunmehr unablässig flutende Strassenverkehr in Ost-West-Richtung, welcher der Wiedereröffnung der Oberbaumbrücke nach Friedrichshain zu verdanken ist, ändern nichts an der Tatsache: in solchen Quartieren bleibt die Stadt sich selbst, Bundeshauptstadt hin oder her. Jedenfalls ist dies wünschenswert, obwohl sich natürlich der eine oder andere Kleihues oder Ungers auch etwa im Prenzlauer Berg nicht vermeiden lässt. Nur finden sich dort vielleicht auf die Dauer nicht die gewünschten Mieter – die mit dem nötigen Kleingeld. Doch leider glänzen diese auch Unter den Linden oder an der Friedrichstrasse vorerst mit Abwesenheit, von den unermesslichen entstehenden Büroflächen am Potsdamer Platz ganz zu schweigen.

Wir sind natürlich alle beeindruckt von den Abbildungen von pulsierendem Grosstadtleben im Zentrum des alten Berlin – am Potsdamer Platz, welches in guten alten Zeiten auf Zelluloid gebannt wurde und seit kurzem in Form von Postkartensammlungen wieder verfügbar ist. Auch in der sogenannten Infobox, dessen zuckriger Multimedia-Zirkus uns nicht minder beeindruckt und auch den letzten Zweifler zu der alleinseligmachenden Kraft des Geldes bekehrt. Man spricht von der „Chance des Jahrhunderts“, die man sozusagen im selben Atemzug verspielt, von der Möglichkeit, ein Stadtzentrum einer bestehenden Metropole neu zu errichten. Es geht darum, ihr ein neues Herz einzupflanzen, welches freilich eines Spenders aus Fleisch und Blut entbehrt. Die Wahrscheinlichkeit ist gross, dass die klinischen, virtuellen Gebäude, die in der Infobox mausgesteuert über den Grossbildschirm wanken, nicht bloss abstrakte Abbilder des Lebens im zukünftigen Quartier sind, sondern dass sie dieses in seiner ganzen keimfreien Leblosigkeit ziemlich verblüffend vergegenwärtigen. Lassen sich denn all die Widersprüchlichkeiten des menschlichen Alltags, die das städtische Leben ausmachen, etwa am Reissbrett planen und in nicht einmal einer Dekade einfach hochziehen? Offensichtlich ist es unmöglich, wie bei einer Modelleisenbahn die Identität eines Ortes als Konserve abzurufen und woanders zu implantieren.

Möglichst dicht sollten die Orte wieder werden, welche jahrzehntelang brachlagen, und dies möglichst rasch. Zeit ist kostbarer als Geld, und viel Zeit wäre notwendig, um die grossen Wunden angemessen vernarben und neue Quartiere wachsen zu lassen. Die Zeit ist es aber auch, welche eine weitere Transformation einleiten wird: Früher oder später wird sich die Stadt ihre Quartiere zurückholen, sie wird die Mietzinsdefizite der Investoren überdauern. Umnutzungen der quasi monofunktionalen Bürobereiche werden stattfinden, die neue City wird infiltriert von Aktivitäten in leerstehenden Kontorbauten. Der Prozess wird vergleichbar sein mit der "Rückeroberung" der innerstädtischen Industriegebiete, wie wir sie gegenwärtig in vielen Städten Europas erleben. Innerhalb der Stadt, soweit sich diese noch abgrenzen lässt, werden Lücken in den einzelnen Gewebeschichten geschlossen werden. Schon jetzt besteht das Gebilde aus einer Überlagerung von "Szenen"-Netzen mit jeweils eigenen, für andere weniger präsenten oder gar unzugänglichen Bezugspunkten. Diese werden filigraner, werden auch die kaum vermieteten Fremdkörper der City-Bereiche überspannen und einverleiben.

Derzeit wird versucht, die Bundeshauptstadt Berlin „fertigzustellen“. Die Hauptstadtplanung soll die Stadt „updaten“, sie soll einen Hauch von Metropole zurückerhalten, für die sie einmal Synonym war. Die Massstäbe sind natürlich mittlerweile nicht mehr dieselben – man denke nur an die Stadtentwicklung in den USA oder in Lateinamerika. Wenn die Planungen in Berlin einmal abflauen, wenn all die Bahnhöfe, Ministerien, Schnellstrassen und Hauptsitze gebaut sind, werden die Bewohner zur Tagesordnung übergehen und mit der neuen Stadt leben. Die Welt wird sich anderen Dingen zuwenden, und Berlin wird wieder Zeit haben.